

Wer trägt die Verantwortung? Die Helikoptereltern vielleicht, die sich wie Guerrillakämpfer daran machen, ihren Kindern eine Schneise durch den Dschungel des Lebens zu schlagen? Oder doch G8, die ungeliebte Verkürzung der Gymnasialzeit von neun auf acht Jahre? Ein Schulsystem, das früh, vielleicht zu früh festlegt, wem welcher Lebensweg vorgezeichnet ist? Und dabei vergisst zu sagen, dass es vor allem auf eigene, harte Arbeit ankommt. Etwa an einer Hochschule, die unter dem Andrang immer größerer Massen nur noch Massenabfertigung zustande bringt und eigentlich dankbar sein müsste für jeden, der gerade die Chancen für seine Zukunft verändelt oder verspielt. Wieder einer weniger, der die Hörsäle verstopft! Oder liegt die Verantwortung vielleicht doch bei denen, die mit 18 auf ihre Volljährigkeit pochen, ein Reifezeugnis besitzen, vom wirklichen Leben aber nicht viel begriffen haben?

Sie liegt wohl bei allen zusammen. Pädagogik heißt ja nicht, dass die lieben Kleinen in Watte verpackt werden sollen. Pädagogik heißt vielleicht auch mal das Gegenteil: dass nach aller Förderung auch Forderungen gestellt werden. Die These sei gewagt, dass einer, der mal sitzen geblieben oder anders vor die Wand gefahren ist, in seinem späteren Leben ein wenig bedachsamer vorgeht. Dass er vielleicht sogar dankbar ist für die Möglichkeiten, die eine Berufsausbildung, eine Universität oder ein erster Arbeitgeber ihm einräumen. Dass er das Erwachsenenleben als Erwachsener betritt. Denn Glück lässt sich nicht im Blick auf das Erreichte finden, jedenfalls nicht für einen 20-Jährigen. So lange die Zukunft noch größer ist als die Vergangenheit, braucht es zum Glück vor allem den Blick nach vorn. Und das bedeutet: ein wetterfestes Selbstvertrauen, guten Rat und – Neugier.



Martin Tschechne

ist Journalist und lebt in Hamburg. Er war Redakteur des Kunstmagazins *Art* und Chefredakteur der Zeitschrift *Weltkunst*. 2012 erhielt er den Preis für Wissenschaftspublizistik der Deutschen Gesellschaft für Psychologie.

Hanjo Kesting

Chronik einer Epoche

Das Tagebuch der Brüder Goncourt in einer vollständigen Edition

Die Brüder Edmond und Jules de Goncourt gehören, je nach Blickwinkel, zu den berühmten Unbekannten oder heimlich Berühmten der Literatur. Nur im Herbst eines jeden Jahres schwirrt ihr Name durch die Gazetten. Dann wird der Prix Goncourt verliehen, der bedeutendste französische Literaturpreis, der ihren Namen trägt, gestiftet von Edmond de Goncourt kurz vor seinem Tod. Bei uns sind die Goncourt-Brüder literarisch nie so recht eingebür-

gert worden, obwohl sie die Bahn brachen für den Naturalismus und einem Autor wie Émile Zola entscheidende Impulse gaben. Sie haben Romane sowie kunsthistorische und sittengeschichtliche Bücher geschrieben, aber ihr bleibendes Werk ist das *Journal de Goncourt*, das viereinhalb Jahrzehnte umgreift, zunächst von den Brüdern gemeinsam und nach Jules' Tod von Edmond allein geführt wurde.

Auszüge daraus gab Edmond noch zu

Lebzeiten in neun Bänden heraus. Doch obwohl sie von vielen anstößigen Stellen gereinigt waren, monierte die Kritik die fragwürdige Mischung aus Indiskretion und Dünkel, Klatsch und Eitelkeit. Edmond de Goncourt, überzeugt, seiner Zeit einen ungetrübten Spiegel vorgehalten zu haben, ließ den ungekürzten Text für 20 Jahre sperren. Aber es dauerte dann fast 60 Jahre, bis eine ungekürzte und unzensurierte Gesamtausgabe erscheinen konnte – nicht in Paris, sondern in Fürst Rainiers Monaco. In deutscher Sprache gab es nur Auswahlausgaben: 1947 bei Desch, 1983 als Insel-Taschenbuch, 1989 in Enzensbergers *Anderer Bibliothek*. Jetzt endlich erscheint das monumentale Werk in einer vollständigen deutschen Ausgabe: in elf Bänden mit einem Ergänzungsband. Es stellt die Chronik einer Epoche dar, des Zweiten Kaiserreichs unter Napoleon III. Man könnte es auch den Spiegel dieses Zeitalters nennen, zusammengesetzt aus unzähligen Splintern, den Blitzlichtaufnahmen vergänglicher Augenblicke.

Die Brüder waren keine Zwillinge, aber sie führten eine perfekte Zwillingsexistenz, bildeten in den Augen ihrer Zeitgenossen – so hat Théophile Gautier es überliefert – ein »Doppelwesen«. Sie schienen die gleichen Gedanken zu denken, die gleichen Gefühle zu empfinden, so dass man mit dem einen Bruder eine Unterhaltung fortsetzen konnte, die man mit dem anderen angesponnen hatte. Und sie schrieben auch ihre Bücher gemeinsam, sogar ihre Tagebücher: an einem Doppelschreibtisch, den sie sich hatten bauen lassen, einander gegenüber sitzend. Auflösen in individuelle Anteile lässt sich das Geschriebene nicht. Zwei Autoren schrieben *einen* Text, und wenn sie ihre täglichen Beobachtungen im Journal fixierten, dann ergaben vier Augen *einen* Blick.

Sie lebten für die Literatur. Literatur und Kunst waren ihre obersten Instanzen, sie bestimmten ihre Anschauungen, ihre Lebensweise, ihre Moral. Die Brüder wa-

ren zwar stolz auf ihre aristokratische Herkunft und kannten niemals Geldsorgen, doch der wahre Ritterschlag war für sie das Künstlertum, und sie setzten ihren ganzen Ehrgeiz und alle Energien daran, dieses Künstlertum zu leben und zu kultivie-

»Es handelt sich darum, ein Augenglas zu finden«

ren. Was immer sie taten, es war Dienst am Werk: der Verkehr im vornehmen Salon der Prinzessin Mathilde ebenso wie die Streifzüge durch die Elendsviertel von Paris, die Besuche in tristen Gerichtssälen nicht weniger als die exklusiven Literatendiners. Sie waren Beobachter von einzigartiger Schärfe des Blicks. Und sie machten ihre Sprache zum geschmeidigen Werkzeug ihrer – wie sie es nannten – *écriture d'artiste*.

Der Kaiser – Napoleon III. – wird so beschrieben: »Langsam, steif kommt er mit kleinen, vorsichtig schlurfenden Schritten auf einen zu. In seinem Herannahen liegt etwas von einem Reptil und in der Bewegung etwas von einem Chamäleon – eine schläfrig eisige Art, mit seinen kleinen erloschenen Augen und der ringsherum wie Eidechsenlider faltigen und zerknitterten Haut. Er geht auf niemanden zu: in der Gasse, die sich öffnet, wenn er vorbeigeht, nimmt er Witterung auf, bleibt zögernd vor jemandem stehen und, seitwärts gewandt, ohne ihm ins Gesicht zu schauen, vor sich hin blickend, richtet er an ihn nach einer kurzen Pause ein erstes heiseres Wort, das einen deutschen Akzent hat. Beim zweiten Wort kommt er, immer noch steif und mit vagem Blick, ins Stocken. Der Angesprochene wartet: nichts folgt. Er erstarrt in seiner Verlegenheit. Nach einigen Sekunden zieht er sein Taschentuch heraus und wischt sich phlegmatisch den Mund damit ab, es fällt ein weiteres Wort, und er geht weiter. Manchmal fliegt über seinen glanzlos blauen Blick ein mattes Lächeln, ein trüber Schein. Er ist als Herr gekleidet, er trägt Anzug, Hut, zwei Rosenknospen im Knopfloch und das Großkordon der

Ehrenlegion über der Weste. *Ave Caesar!*
Das ist er.«

Der alte Edmond de Goncourt erklärte 1892 einem Besucher: »Es handelt sich darum, ein Augenglas zu finden, durch das man die Dinge sieht.« Ihr Augenglas besaß zwei Eigenschaften, die sich an sich auszuschließen scheinen: Es wahrte jederzeit Distanz und arbeitete gleichzeitig mit der Schärfe eines Mikroskops. Die Brüder waren Menschen, die kein Geheimnis achteten und denen alles, was sie sahen und hörten, zu Literatur wurde. Ihr Tagebuch ist eine überquellende, teils erregende, teils bestürzende Sammlung von menschlichen Zeugnissen, aber auch von klinischen Befunden, mit einer Vorliebe für das Seltsame und Ungewöhnliche, das Morbide und Pathologische, das seelische Panorama ihrer Welt, ihrer Zeit. Ihre Bekanntschaft war von kaleidoskopischer Vielfalt, seit ihnen der literarische Erfolg den Zutritt zur guten Gesellschaft, zur Welt des echten und des falschen Glanzes, eröffnet hatte, aber ihr Blick wanderte auch rastlos über die glanzlose Unterseite des Lebens, durch die Herrschaftsgebiete der Polizei, die Gassen der Kinderprostitution, die Spitäler des Elends und die Tristesse der Bordelle, deren lustlose, aber regelmäßige Besucher sie waren.

Nichts wurde im Tagebuch ausgespart von den fragwürdigen Reizen jenes *Second Empire*, das am 2. Dezember 1851 begann, am Tag des Staatsstreichs des kaiserlichen Bastards, der sich Napoleon III. nannte.

Vorläufer der Kunstreligion

An diesem 18. Brumaire, den Karl Marx in einem berühmten Buch als den Tag beschrieb, der »die bürgerliche Gesellschaft von der Sorge befreite, sich selbst zu regieren«, begannen die Brüder, ihr Tagebuch zu führen. Sie waren Bürger dieser Gesellschaft, glaubten weder an die Demokratie noch an den Fortschritt, und die großen Parolen der Französischen Revolution waren für sie zu leerem Schall geworden: die Freiheit zu einer Phrase, die

Gleichheit zu einer Chimäre. Und was die Brüderlichkeit betraf, genügte ihnen die eigene. Wie sollten sie da von der Republik das Heil erwarten? Zwar waren sie keine Freunde des Kaiserreichs, und noch weniger liebten sie seinen Regenten. Dennoch stürzten sie sich hinein in das »bunteste Gemisch schreiender Widersprüche«, das für Marx die notwendige Folge des Staatsstreichs war: »Im Namen der Ruhe wüste, inhaltsleere Agitation, im Namen der Revolution feierlichstes Predigen der Ruhe, Leidenschaften ohne Wahrheit, Wahrheit ohne Leidenschaften, Helden ohne Heldentaten, Geschichte ohne Ereignisse, Entwicklung, deren einzige Triebkraft der Kalender scheint...«

Das Schreiben des Tagebuchs war gleichbedeutend mit dem Verzicht auf öffentliches Schreiben, auf moralisches, politisches oder praktisches Wirken. Die einzige Aufgabe, der die Brüder sich stellten, war der perfekte, kunstvolle Stil, ihm widmeten sie sich mit nicht geringerer Hingabe als ihr Zeitgenosse Flaubert. Wie Flaubert blieb auch Edmond de Goncourt stumm, als der Aufstand der Pariser Commune sein blutiges Ende fand. Was er darüber im *Journal* notierte, verrät sein Einverständnis mit den Maßnahmen der bürgerlichen Machthaber, die lieber mit den preussischen Feinden vor den Toren von Paris paktierten als mit dem Klassenfeind in der Metropole. Sartre, in der scharf antibürgerlichen Phase der frühen *Temps modernes*, bemerkte: »In meinen Augen sind Flaubert und die Brüder Goncourt für die Repression verantwortlich, die der Pariser Commune folgte, weil sie nicht eine Zeile zu ihrer Verhinderung schrieben.«

Das Hässliche wurde im Tagebuch der Goncourts nicht ausgespart, aber sie bekämpften es nicht, sondern ergaben sich ihm wie einem morbiden Reiz. Was zählte, war die Verwertbarkeit für ihre literarische Botanisiertrommel. Im Zweifel war der Reiz des Krankhaften, Hässlichen, Pathologischen sogar vorzuziehen. So leisteten sie

für die Form des Romans das gleiche, was Baudelaire in den *Fleurs du mal* für die Poesie geleistet hatte. Bewundern daran lässt sich die Unbestechlichkeit des Blicks, der entschiedene Kunstwille und, als Resultat, die Verfeinerung der Wahrnehmung, des Stils, der sinnlichen Kultur überhaupt.

Dem gelebten Leben hielten die Goncourts sich fern, auch – jenseits der Käuflichkeit – der Liebe und den Frauen. Über Frauen haben sie haarsträubende Dinge geschrieben, aber immer spürt man dahinter das Verlangen nach Distanz, nach seelischer Abschirmung, wohl auch heimliche Angst. Die Liebe glaubten sie illusionslos zu sehen: »Gott hat den Koitus erschaffen, der Mensch die Liebe.« Der Liebe wichen sie aus, und für den Koitus kam Maria ins Haus, die Hebamme: »Ein unter dem Busen berstendes Mieder, die Fülle und Stattlichkeit einer Göttin von Rubens«. Sie war ein Glücksfall, für *beide* Brüder, die im Journal notierten: »Sie macht es wie das Publikum: sie akzeptiert unsere Zusammenarbeit.«

Jules, der jüngere Bruder, starb im Juni 1870 nach einer zwei Jahre währenden Krankheit voll schrecklicher Symptome: Schlaflosigkeit, extreme Lärmempfindlichkeit, Gedächtnisverlust, Infantilismus – Folgen einer Syphilis, die er sich in jungen Jahren zugezogen hatte. Für Edmond waren es Jahre der Qual, die ihn an den Rand des Selbstmordes brachten. Sein Tagebuch-Bericht über den allmählichen Verfall des Bruders ist eine ergreifende Lektüre. Er schrieb, die Obsession durch die Literatur habe Jules getötet. Und fügte hinzu: »In dieser Stunde habe ich die Literatur verflucht.«

Auf dem Weg von ihrem Haus in Auteuil zum Friedhof von Montmartre soll sich das dunkle Haar Edmonds weiß gefärbt haben. Der Verlust des Bruders stürzte ihn in eine tiefe Krise. Jules' Name erscheint noch lange Zeit im Tagebuch, das Edmond nach einigem Zögern weiterführte – unverändert im Stil, jenem Stil, den er viele Jahre später, als er das *Journal* in pur-

gierter Form herausgab, als »das Amalgam unserer Stile« beschrieb, »unter dem Zeichen eines einzigen, sehr persönlichen, sehr Goncourtschen Stils«. Aber viele, die sich auf diesen Seiten geschildert sahen, fühlten sich vor den Kopf gestoßen: voran die noch lebenden Ritter der Tafelrunde *chez Magny*, die inzwischen bereits Legende geworden war.

Im Tagebuch der Goncourts erwachen ihre Mitglieder auf drastische, unflätige, oft obszöne Weise zu neuem Leben. Théophile Gautier etwa, der Schriftsteller in der berühmten roten Weste: »Ermattetes Gesicht, erschlaffte Züge, ver-

quollene Linien, Schlaf in *Die Schule der Physiognomie*, eine in *des Tagebuchs* ein Fass voll Materie versunkene Intelligenz, Müdigkeit eines Nilpferdes, zeitweiliges Aussetzen des Verständnisses: schwerhörig für Ideen, mit Gehörhalluzinationen, lauscht nach rückwärts, wenn man von vorn zu ihm spricht.« Oder George Sand, die Grande Dame der französischen Literatur: »Ihre Haltung hat etwas von der Schwerfälligkeit und der Würde eines Dickhäuters, etwas Wiederkäuendes und Friedfertiges. Sie erinnert an ... die Gestalt einer Vorsteherin eines Stiftes der Büsserinnen.« Oder Baudelaire, im zweifelhaften Ruhm der gerade publizierten *Fleurs du mal*: »Er soupiert nebenan, ohne Krawatte, mit nacktem Hals und rasierem Schädel, in einer wahren Guillotinierten-Toilette. Der Kopf eines Verrückten, die Stimme glatt wie eine Klinge.«

Kaum jemand blieb verschont von der bösen Feder der Brüder, auch nicht die Freunde des engsten Kreises, der »Gesellschaft der Fünf« (Flaubert, Turgenjew, Zola, Daudet, Goncourt), die regelmäßig zusammenkamen, um Fressorgien zu feiern und pubertäre Zoten zu reißen. Als Schriftstellerkollegen waren sie Gleiche unter Gleichen, und die Vulgarität war das Bindemittel dieser Gleichheit, die den Brüdern schmeichelte. Gleichzeitig waren sie darauf erpicht, in ihren Tagebuchnotizen

durch kühl-distanzierte Beobachtung ihre Überlegenheit herauszukehren, selbst gegenüber einem Meister wie Flaubert. Sie blickten mitleidlos und kalt durch das Augenglas ihrer Weltwahrnehmung, mit jenem überreizten Sinn für die Wahrheit der Dinge, aus dem man auch ihre eigene Hypochondrie herauslesen kann, die Melancholie der Einsamkeit und einen unstillbaren Hochmut, der sich zuweilen ins Maßlose versteigt: »In diesem Jahrhundert«, schrieb Edmond, »werde ich vielleicht der einzige gewesen sein, und ohne Abneigung gegen die Personen und einzig aus Liebe zur Wahrheit, der einzige, der die sogenannten großen Männer wie Renan, Sainte-Beuve etc. etc. auf ihren Platz verwies.«

Das *Journal des Goncourt*, viel bewundert und viel gescholten, hat sogleich nach seinem Erscheinen Schule gemacht. Jeder zweite Franzose, der sich zur Literatur berufen fühlte, glaubte sich und der Welt ein Tagebuch schuldig zu sein. Jules Renard begann das seine noch im Erscheinungsjahr 1887, André Gide folgte zwei Jahre, Paul Valéry sieben Jahre, Paul Léautaud 15 Jahre später. Und noch Julien Green, der

1926 sein Tagebuch begann, erklärte, den Anstoß dazu von den Brüdern Goncourt erhalten zu haben. Man könnte weitere Namen nennen. Proust hielt es eines großen Künstlers für unwürdig, ein Tagebuch zu verfassen, das *Journal* der Goncourts nannte er gleichwohl »ein köstliches und unterhaltsames Werk«. Endlich liegt es nun vollständig in deutscher Sprache vor: eine editorische Großtat von Zweitausendeins (die zweite nach den Samuel Pepys-Tagebüchern vor drei Jahren). Es erlaubt einen Blick in die faszinierende Welt des jungen Kapitalismus und der mondänen Metropole Paris, damals die »Hauptstadt des neunzehnten Jahrhunderts«. Die Brüder Goncourt begründeten die moderne Tagebuchliteratur, und sie vollendeten sie zugleich. Als Chronik einer Epoche ist dieses *Journal* nicht mehr übertroffen worden.

Edmond & Jules de Goncourt: Journal. Erinnerungen aus dem literarischen Leben 1851-1896 (Aus dem Französischen von Cornelia Hasting, Petra-Susanne Räbel & Caroline Vollmann). Vollständige Ausgabe, Hoffmanns bei Zweitausendeins, 11 Bde., 7.056 Seiten, 250,00 €.



Hanjo Kesting

ist Kulturredakteur dieser Zeitschrift. Zuletzt erschien bei Wallstein: *Grundschriften der europäischen Kultur. Erfahren, woher wir kommen.*

Ulrich Baron

Das große Sterben

Neue Bücher zum Ersten Weltkrieg

Die »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts« hatte für Zeitgenossen auch gute Seiten, die sich später als fatal erwiesen. Im März 1942, als man ihm längst Haus und Amt genommen und ihn zum Schneeschippen auf die Straße geschickt hatte, notierte der

Dresdner Romanist Victor Klemperer: »Lieblingsgespräch der Juden, gleich nach Gestapo und Situation des Augenblicks: ihre Teilnahme am Weltkrieg 14-18.«

Nicht nur in Deutschland hatten jüdische Veteranen ihre Kriegsteilnahme und